

Benjamin Sprick

Musikalische Spontaneität –

Fluchtlinien einer ästhetischen Tugend

Symposion *DaZwischen*, Hamburg 7.11.2024

Es gibt Tage, an denen ein sich selbst gesetztes Vorhaben und die Bedingungen seiner Realisierung in eine gewisse ›Dissonanz‹ geraten. [2] Als ich mich gestern Morgen an meinen Vortrag über »musikalische Spontaneität« für die Tagung »Verweile doch...« an der HfMT setzen wollte, nachdem ich diese Pflicht zuvor in einer performativen Weise vor mir hergeschoben hatte, erreichte mich in meinem Unterrichtsraum 007 rot eine »Eilmeldung« der *Tagesschau-App*. [2] Es war 8.18 Uhr und die Redaktion von *ARD-aktuell* vermeldete »Trump sichert sich auch Swing State Pennsylvania und steuert auf Sieg zu.« Ein weiteres finsternes Kapitel der jüngeren Weltgeschichte war aufgeschlagen, dessen politische Konsequenzen uns wohl erst in einiger Zeit in ihrer ganzen Tragweite erreichen.

I. Das Aktuelle

»Warum kämpfen die Menschen für ihre Knechtschaft, als ginge es um ihr Heil?«¹ Diese Frage aus Baruch de Spinozas *Politisch-Theologischem Traktat* von 1670 schoss mir spontan durch den Kopf, um sich zugleich in einer noch intensiveren Tonalität als sonst aufzudrängen. Einem Register der Ohnmacht und Fassungslosigkeit, die zugleich mit der Banalität des Faktischen zusammenfiel. Ab 8:30 unterrichtete ich das *Pezzo Capriccioso* von Piotr Iljitsch Tschaikowski, einen kanonischen Klassiker der Violoncello-Literatur. Und es kam noch schlimmer, an diesem 6. November 2024, den man für meine Begriffe auch hätte prophylaktisch aus allen Kalendern hätte streichen können. [3] Als sei ein profaschistischer Autokrat an der Spitze der größten Finanz- und Weltmacht nicht schon genug des Unheils, ließ ein insgesamt desorientierter Bundesfinanzminister Christian Lindner am Abend die ohnehin schon lädierte ›Ampel-Koalition‹ aus SPD, FDP und BÜNDNIS 9/DIE GRÜNEN platzen, mit absehbaren Folgen. [5] Es wird Neuwahlen geben, die den CDU-Vorsitzenden Friedrich Merz schon jetzt mit der Aufgabe konfrontieren nach geeigneten ›Wordings‹ zu suchen. Wahlweise für eine mögliche Koalition von CDU und AfD oder eine ›feindliche Übernahme‹ von deren politischen Inhalten. [6]

Ein insgesamt düsterer politischer Mittwoch also am gestrigen Tage, der auch heute noch, direkt nach dem Aufwachen, wie ein surrealer Alptraum erscheint, von dem wir uns wohl einige Zeit

¹ Baruch de Spinoza, *Politisch-theologischer Traktat*, Hamburg: Meiner 1996, S. 6.

lang werden erholen müssen. Vorausgesetzt, dass im *DaZwischen* keine neuen Hiobsbotschaften eintrudeln, wovon ja durchaus auszugehen ist. Und entgegen der im Motto dieser Veranstaltung («Verweile doch, Du bist so schön!») anklingenden Sehnsucht nach präsentischem Genießen muss ich eingestehen, dass es durchaus Tage geben kann, die gar nicht schnell genug vorübergehen können. Tage wie gestern etwa, an denen sich inmitten der politischen Wirklichkeit ein kaum noch zu überbrückender *Horror Vacui* aufzutut und mit ihm die mehr oder weniger ratlose Frage, wie es denn jetzt eigentlich weitergehen soll mit der Demokratie. [7]

Denn ohne hier unnötig in einen von so manchem ›Medium‹ heraufbeschworenen »Rausch des Epochalen« zu verfallen, der die erstaunliche Interesselosigkeit, mit der wir inzwischen die Schreckensmeldungen aus aller Welt mehr oder weniger ›im Vorbeigehen‹ registrieren, konterkarierte: Es drängt sich doch die Frage auf, wie es eigentlich zu einem derartig erdrutschartigen Verfall politischer Normen und Codes kommen konnte, der seine weltpolitische Resonanz in militärischen Krisen in der Ukraine, in Gaza, im Sudan, Afghanistan etc. findet. [8] »Die Zeit« und mit ihr die Welt, so scheint es »ist aus den Fugen« geraten, um einen berühmten Vorgänger von Faust zu zitieren. Hamlets berühmte Formel macht inzwischen wie ein Stoßseufzer die Runde und Faustens aufklärerischem Optimismus durchaus Konkurrenz. Sie taucht in journalistischen Kommentaren und wissenschaftlichen Fachkongressen, Konferenzen oder Publikationen auf, begleitet Kneipengespräche und kehrt in den Talkrunden der Fernsehsender wieder.

Was aber kann sie uns heute sagen? Und in welcher Beziehung steht sie zum hier thematisierten ›Augenblick‹? Welche Rolle kann die akademische Musikpädagogik an einer insgesamt hochprivilegierten künstlerischen Hochschule wie der HfMT in Zukunft im politischen Kontext ihrer Weltbeziehung und gesellschaftlichen Verantwortung spielen? Und noch einmal Spinoza: »Warum kämpfen die Menschen um ihre Knechtschaft, als ginge es um ihr Heil?« [9] Der ehemalige und zukünftige US-Präsident Donald J. Trump hat auf diese Frage in einem Fernsehinterview unlängst bereits eine insgesamt nihilistische Antwort parat gehabt, die und uns als harmoniebedürftige Musiker:innen jedoch mehr oder weniger unbefriedigt zurücklassen dürfte. »Die Menschen lieben es zu hassen«, so Trump zu seinem Gegenüber auf *Fox News* am 26.10.24, um auf diese Weise die ressentimentgeladene *Theologie des Mangels* zusammenzufassen, die ihn und seine Anhänger:innen antreibt.

Vor dem Hintergrund solch ebenso aktueller wie verstörender Informationen und der mit ihnen verbundenen politischen Realität, möchte ich das Motto dieser Veranstaltung »Verweile doch, Du bist so schön!« im Folgenden zum Ausgangspunkt einiger zeitphilosophischer Notizen und Querverbindungen nutzen, für die Spinozas »philosophischer Schrei« (Gilles Deleuze) eine Art von konzeptionellem Hintergrundrauschen bildet. Ich freue mich dann sehr auf unsere gemeinsame

Diskussion, in der mich insbesondere auch die Konsequenzen und Zukunftsaussichten für den Bereich der akademischen Musikpädagogik interessieren.

II. Verdoppelte Gegenwart

Einer These des französischen Philosophen Henri Bergson zufolge, die er in seinem 1896 erschienenen Buch *Materie und Gedächtnis* ausgeführt hat, handelt es sich bei der Vorstellung einer Gegenwart, die im Sinne eines ›Hier und jetzt‹ sich selbst präsent ist, um eine ebenso verbreitete, wie in die Irre führende Illusion. [11] »Man definiert willkürlich«, so Bergson, »die Gegenwart als *das, was ist*, während sie einfach nur *das ist, was geschieht*. Nichts *ist* so wenig wie der gegenwärtige Augenblick, wenn man darunter jene unteilbare Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft versteht.« Denn, so fährt Bergson fort »Wenn wir uns diese Gegenwart als *sein werdend* denken, ist sie noch nicht; und wenn wir sie als *seiend* denken ist sie schon vergangen [...]. Praktisch nehmen wir nur die Vergangenheit wahr, die reine Gegenwart ist das unfassbare Fortschreiten der Vergangenheit, die an der Zukunft nagt.²

Das Gegenwärtige *war* also Bergson zufolge in jedem Augenblick immer schon, indem es unfassbar schnell voranschreitet. Von der Vergangenheit hingegen kann man nicht sagen, dass sie war. Sie insistiert vielmehr unablässig in der Gegenwart, »sie besteht, sie ist« in Bergsons Worten, weil sie zusammen mit jeder aktuellen oder neuen Gegenwart koexistiert.³ Auf Antrieb kündigt sich eine Verwirrung verschiedener Zeitebenen an, die bereits in der alltäglichsten Erfahrung eine Ansammlung von, einen auf Privatbesitz und Kontrolle ausgerichteten Narzissmus empfindlich kränkenden, Trennungen installiert. Die Gegenwart zeigt sich als eine unablässige Loslösung gegebener ›Augenblicke‹, die sich mit ihrer ›Gebung‹ auch schon wieder entzogen haben und somit nicht verweilen.

[12] Die Gegenwart nämlich, so der französische Philosoph Jean-Luc Nancy in seinem Buch *Die fragile Haut der Welt*, »entfernt« sich permanent »von sich« und den durch sie erzeugten Selbstbildern, indem sie sich selbst verabschiedet: »›Jetzt‹, französisch *maintenant*, das ist das In-der-Hand-halten, die Zeit, zu halten und in Gang zu setzen. Das ist keine Aneignung, es ist eine bloße Haltung, ein Halten: ein Anhalten, Standhalten und Zucken.« »Die Gegenwart«, so fährt Nancy fort, »ist die Statthalterin einer Präsenz, die (als Haltbares, Substantielles) nie stattfand; was sie

² Henri Bergson, *Materie und Gedächtnis. Ein Versuch über die Beziehung von Körper und Geist*, Hamburg 1991: Meiner, S. 145.

³ Vgl. hierzu ausführlich auch: Vgl. Gilles Deleuze, *Differenz und Wiederholung*, aus dem Französischen übersetzt von Joseph Vogl, München: Fink 1992, S. 114.

in Gang setzt, ist der Gang selbst, das Unhaltbare; es hat weder Ort noch Zeit, es zittert, zieht sich zusammen, verwirrt sich, springt auf.«⁴

In Nancys poetischer ›Vertonung‹ des von Bergson eingeführten Zeitproblems (Verdoppelte Gegenwart in eine vergehende und aktuelle Präsenz) klingt an, dass die Figur des Zwischenraums – auch in einer zeitphilosophischen Hinsicht – mit der Aufgabe einer gewissen Handlungsmacht verbunden ist, mit dem Verlust von Kontrolle, was das aufgeblasene Ego des Großkapitalisten selbstredend stören muss. Die Zeit entgleitet uns, sie rutscht uns als (gespaltene) Gegenwart permanent durch die Finger, um sich in immer neuen und nicht vorhersehbaren Konstellationen zu re-formieren. Wir nehmen also permanent Abschied von der Zeit. Bezeichnender Weise kennt dieser Abschied, wie Ina Schmidt in ihrer *Philosophie des Abschieds* unterstreicht, nur ein einziges transitives Verb und zwar das des ›Nehmens‹. Wir *nehmen* Abschied, wie geben ihn nicht, wir tun ihn nicht, wir verlieren ihn auch nicht und wir gehen ihn nicht, wie wir etwa ›nach Hause gehen. »Und diese Fügung«, so Schmidt »zeigt, dass wir darunter einen Akt, eine Handlung verstehen, die nicht dasselbe meint, wie einen Verlust zu erleiden oder eine Trennung zu ertragen.«⁵ Indem wir Abschied *nehmen*, *ergreifen* wir die Zeit, um sie zugleich in paradoxer Weise aus der Hand *zu geben*. Jeder Abschied ist dementsprechend immer auch mit der paradoxen Öffnung auf Neues und Unbekanntes verbunden, bzw. auf das Aktuelle, das jeder Nostalgie eines »Weiter so!« die Gefolgschaft verweigern muss.

Nie ist das *DaZwischen* also greifbar. Immer heißt, sich in Zwischenräumen zu bewegen, auf Abwege zu geraten, auf denen man sich verliert. Das *DaZwischen* nämlich ist nichts, was irgend anzutreffen wäre und schon gar nicht in Form einer wie auch immer gearteten, sich selbst präsenten Gegenwart. Weder tritt es als Gegenstand hervor noch begegnet es uns als abgegrenztes bzw. abgrenzbares ›Terrain‹, das sich aufsuchen oder vermessen ließe. Wo immer sich nämlich etwas vorstellig macht, wo immer etwas erscheint oder sich präsentiert, ist das *DaZwischen* bereits schon wieder zerfallen oder hat sich entzogen. Weder ist es ein ›Ding‹ wenn darunter ein empirisch Vorhandenes verstanden werden sollte, noch das Zentrum einer Topografie, in der sich die Gegebenheiten angeordnet hätten. Schon gar nicht erschöpft sich das *DaZwischen* in den Medien, das heißt ›Mitteln‹, die das eine und das andere, den einen und den anderen miteinander ›vermitteln‹ sollen. Muss deshalb nicht jeder Versuch ins Leere gehen, sich im *DaZwischen* epistemeologisch ansiedeln zu wollen? Denn worin bestünde dieses *DaZwischen*, worin bestehen seine Beziehungen zum ›Augenblick‹?

⁴ Jean-Luc Nancy, »Hier und Jetzt«, in: Ders., *Die fragile Haut der Welt*, aus dem Französischen übersetzt von Esther von der Osten, Berlin: Diaphanes 2021, S. 91–102, hier: S. 92.

⁵ Ina Schmidt, *Über die Vergänglichkeit. Eine Philosophie des Abschieds*, Hamburg: Edition Körber 2019, S. 29.

III. Sponte

[14] »Was sich *sponte* begibt, begibt sich von selbst, also frei«, schreibt der Philosoph Ulrich Sonnemann in seinem Buch *Negative Anthropologie* im Jahr 1969.⁶ »Ohne dieses von selbst«, so Sonnemann, »glückt keine Wesensbestimmung der Freiheit, die aus ihrem Wesen verstanden nicht die *libertas* von Rechten und Einrichtungen, sondern etwas Ursprünglicheres ist. Definiert das nun das Spontane?«⁷ Laut Sonnemann sollte man sich bei dieser Frage nicht allzu lange aufhalten. Denn der Komparativ eines »Ursprünglicheren« unterläuft selbst schon jede Definition eines einfachen Ursprungs. Wo immer dieser Ursprung sich würde definieren, also abgrenzen wollen, müsste er bereits an einen anderen Ursprung appelliert haben, der früher ist als er selbst und ihn in sich selbst begrenzt hätte. Es gibt aber keinen einfachen Ursprung, so wie es keinen authentischen ›Augenblick‹ gibt, was auch unser klassischer Held Faust mehr oder weniger schmerzhaft erfährt. Überall zerfällt der Ursprung nämlich in ein ›zu früh‹ und ein ›zu spät‹, in das er sich von Anfang an geteilt hat und deshalb selbst ›springen‹ muss. Stets konstellierte er sich aus Vielheiten, die sich in ihm kreuzen und ihn zum Ort einer Unterbrechung, eines Risses machen, der wiederum das Kontinuum der Zeit in Kontingenzen unterbricht und zerstreut. *Der Ursprung ist* – um den ›Glaubenssatz‹ der Differenzphilosophie und Dekonstruktion hier erneut zu zitieren – *Differenz in sich und zu sich*.⁸ Und nur als diese Differenz, als ursprüngliche Spaltung jeden Augenblicks, bricht das künstlerische Ereignis ein, *sponte* also, *autómaton* oder ›von selbst‹, als Virtualität einer Wiederholung dessen, das niemals war.⁹

»Verweile doch, Du bist so schön.« Faustens, womöglich etwas larmoyante Formel, die sich an der Endlichkeit alles Gegebenen entzündet und mit Jacques Lacan als Anstreben eines

⁶ Ulrich Sonnemann, *Negative Anthropologie*, Hamburg: Syndikat 1969, S. 330.

⁷ Ebd.

⁸ Diese These radikalisierte sich mit Blick auf das bei dieser Tagung verhandelte Thema noch, wenn die ›okularzentrischen‹, das heißt auf optische Medien referenzierenden Implikationen der Metapher des ›Augenblicks‹ voll entfaltet und mit Aspekten akustischer Präsenz enggeführt würden. Denn um den von Faust angepeilten »Augenblick« auch nur denkmöglich sein zu lassen, bedarf jener winzigen Zäsur eines Abstands, der offenbar nicht vom Auge eröffnet sein kann, sondern ihm vorhergeht. Wie Hans-Joachim Lenger deutlich macht, ist »alle *theoria*, dem griechischen Wort zufolge, ein Schauen«, weshalb ihr »gerade deshalb« entgeht, »was den Abstand verschuldete, dem sie alles verdankt.« Hans-Joachim Lenger, »Sponte. Notizen zu einem Fragment ›Negativer Anthropologie‹«, unveröffentlichtes Manuskript 1993. Nichts könnte dies deutlicher machen als das Auge, das sich selbst erblickt, wie Sonnemann unterstreicht: »Das Auge, welches ›sich‹ im Spiegel sieht, tauscht seine Täuschung, die ihm links und rechts vertauscht, für seine Wahrheit, die offene Weite der Welt ein. Aber auch dies beste uns verfügbare Gleichnis dessen, was für das Selbstverständnis des Menschen gilt, ist unzulänglich: das Auge ist auch ein Äußeres, ist möglicher Gegenstand, während das Erkenntnissubjekt, da es überhaupt nur in der Erschließung seiner Welt sich verwirklicht, sich nur in dieser selbst hat. Die Bedingung aller Objekterfahrung kann sich selbst nicht zum Objekt werden; und doch ist es, im nie gelingenden Versuche der Selbstobjektivierung, dass alle Reflexion, die über den Kindergriff nach dem Vorhandenen sich hinauswagt, überhaupt zunächst regt und das Denken auf den Weg bringt.« Sonnemann, *Negative Anthropologie*, S. 331. Gerade, wo es sich selbst ins Auge schauen wollte, erweist sich das Sehen als indiziert von einem Fehl, einem Gebrechen, das Sonnemann sogar »den Tod des Spontanen nennt«.

⁹ Vgl. hierzu: Hans-Joachim Lenger, *Ordnung herrscht in Berlin? Rosa Luxemburg heute*, Hamburg: Materialverlag 2019, S. 5.

»phallischen«, das heißt in der Selbstgegenwart des Augenblicks ausdehnenden »Genießens« auf-
fassen lässt, schlägt sich mit Blick auf die von Bergson und Nancy eben angeführte, konstitutiv
verdoppelte Gegenwart ganz eindeutig auf die Seite der Vergangenheit.¹⁰ [16] *Faust betont und
beklagt notorisch das Verstreichen der Zeit und den mit diesem verbundenen Seins-Mangel, der
sich in einem Wunsch nach Kontrolle des Zukünftigen in Form einer Verewigung der Gegenwart
beruhigen will.* Darin lässt sich Faust durchaus als literarischer Prototyp einer modernen Begeh-
rensstruktur begreifen, die die Zeit in einem unternehmerischen Sinne als Sphäre potentiellen
Lebens-Sinnes bewirtschaftet und beleibt. An den immanenten Widersprüchen dieses insgesamt
aussichtslosen Vorhabens leidet Faust wie auch seine zahlreichen Nachfolger, die regelmäßig in
manifeste Krisen der Identität gestürzt werden.

Indem er den »Augenblick« (das heißt die konstitutiv gespaltene Gegenwart) zur Ewigkeit beru-
higen will verkennt Faust das Aktuelle. Denn immer schreibt sich das Aktuelle als andere Wie-
derholung dessen, was nie war. Irregulär bricht es mit dem vermeintlichen Bewegungskontinuum
der Zeit, übersät es mit Öffnungen und vervielfacht sich in Fluchtlinien, die eine Gegenwart aus
den Fugen geraten lässt. Verfrüht, wie es ist, lässt sich das revolutionäre oder künstlerische Ereig-
nis nämlich, im Gegensatz zum Selbstgenuss einer bürgerlich codifizierten, verweilenden Gegen-
wartskultur, weder planen noch inszenieren. Es untersteht keiner Kontrolle, es folgt keinem Kal-
kül, es lässt sich von keinem Plan evozieren, und stets überrascht es deshalb die Künstler:innen
selbst, die doch mehr oder weniger unbewusst auf es hingearbeitet hatten. Wo es eintritt, da er-
eignet es sich also von selbst, *sponte*. Erst darin ist es unlösbar mit dem verbunden, was sich
Sonnemann, nicht aber Christian Lindner zufolge »Freiheit« nennt und in jeder Revolution zur
Sprache kommt.¹¹

Ich möchte an einem kleinen Beispiel verdeutlichen, was das in der Musik bedeuten kann, Jimmy
Hendrix' Interpretation der US-amerikanischen Nationalhymne *The Star-Spangled Banner* auf
dem Woodstock-Festival 1969.

=> [<https://www.youtube.com/watch?v=1CcWIKtBzgs>]

Wenn es eine codierte Form der musikalischen Selbstpräsenz denn gäbe, so würde sie sich im
Genre der ›Nationalhymne‹ manifestieren, die laut *Wikipedia* aus einem »feierlichen Lobgesang«
besteht, »mit dem sich ein Staat zu besonderen Anlässen präsentiert.«¹² Die Selbstpräsenz des
Staates in seiner aktuellen Gegenwart also erklingt, wenn eine Nationalhymne klanglich aktuali-
siert wird, wobei es in der Akzentsetzung dabei – wie eben zu hören war – durchaus zu

¹⁰ Vgl. Jacques Lacan, *Encore. Das Seminar XX*, aus dem Französischen von Norbert Haas, Wien: Turia + Kant 2015, S. 35ff.

¹¹ Vgl. hierzu ausführlich Lenger, *Ordnung herrscht in Berlin?*, S. 9ff.

¹² <https://de.wikipedia.org/wiki/Nationalhymne>

unterschiedlichen und teilweise auch spontanen Akzentuierungen kommen kann. Vielleicht erinnern Sie sich noch an die legendäre Aufführung der deutschen Nationalhymne während eines Länderspiels der DFB-Auswahl am 01.06.2005, bei dem die Sängerin Sarah Connor mehr oder weniger spontan »Brüh im Lichte, Deine Glückes« statt »Blüh‘ im Lichte Deines Glückes« sang und damit bundesweit einen Sturm der Entrüstung auslöste.

Jimmy Hendrix macht diesen kontextgebundenen und spontaneitätsaffinen Aspekt einer jeden Interpretation nun stark. Er *decodiert* die Hymne, entziffert und zerstört sie zugleich, wobei eine spontane Interaktion zwischen Instrumentarium, Sound und Kontext zu beobachten ist. Das Zitat selbst wird hier zum künstlerischen Ereignis, das wiederum seine eigenen legendären Wiederholungen produziert. Auch Hendrix sind gewisse ›phallische‹ Ambitionen dabei fraglos nicht abzuspüren. Allerdings werden sie von einem politischen und durch und durch kollektiven Kontext motiviert. Die ästhetische Präsenz wird hier nicht – wie bei Faust – in der rational abgedichteten Immanenz einer bürgerlichen »Studierstube« angezettelt. Sie entsteht vielmehr auf dem offenen Feld kollektiv-revolutionärer Begehrensgefüge, die dem Verweilen beim verzerrten Gitarrenklang so etwas wie eine ›a-subjektive‹ Dauer verleihen.

Ich komme zum Schluss. [17] »Das Neue, Interessante « so fassen es Gilles Deleuze und Félix Guattari in ihrem Buch *Was ist Philosophie?* 1991, zu historisch bewegtem Zeitpunkt zusammen, »das ist das Aktuelle. Nicht das, was wir sind, vielmehr das, was wir werden, was wir dabei sind zu werden, das heißt das Andere, unser Anders-Werden ist das Aktuelle. Das Gegenwärtige dagegen« so fahren die beiden Autoren fort, »ist das, was wir sind und dadurch gerade auch schon wieder nicht mehr sind. Wir müssen nicht nur den Teil des Vergangenen und den des Gegenwärtigen unterscheiden, sondern tiefer noch den des Gegenwärtigen und den des Aktuellen. Das heißt nicht, dass das Aktuelle noch die – womöglich – utopische Vorahnung einer Zukunft unserer Geschichte sei; es ist vielmehr das Jetzt unseres Werdens.«¹³

Eben dieses ›Jetzt‹ unseres Werdens, in seiner ganzen Paradoxie, ist die Spontaneität. Und ganz spontan stelle ich, nach dem gestrigen ›Einschlag‹ fest: Es ist – um den Titel des aktuellen Bestsellers von Philipp Ruch zu zitieren – »5 vor 33«.¹⁴ [18] Höchste Zeit also, die schützend-heimelige ›Bubble‹ der akademischen Musikpädagogik vom Furor des Aktuellen einreißen zu lassen, um auf die Weise die Potentiale einer antifaschistischen Klangguerilla in ihr selbst freizulegen.

Ich danke für die Aufmerksamkeit.

¹³ Gilles Deleuze/Félix Guattari, *Was ist Philosophie?*, aus dem Französischen von Joseph Vogl, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996, S. 131.

¹⁴ Philipp Ruch, *Es ist 5 vor 33. Was die AdD vorhat und wie wir sie stoppen*, München: Ludwig 2024.